

Ein Kessel Bunt

Nokia Night Of The Proms

Beim alljährlichen Fernseh-Ritual „Dinner For One“ zu Silvester stellt Butler James vor jedem weiteren Gang die knifflige Frage an seine schrullige Arbeitgeberin: „The same procedure as last year, Miss Sophie?“ Keck erwidert das ältliche Fräulein: „The same procedure as every year, James.“ Gewisse Parallelen zum Klassik-trifft-Rock-Spektakel Nokia Night Of The Proms, das zum 16. Mal an zwei ausverkauften Tagen die Frankfurter Festhalle beglückt, lassen sich nicht leugnen: Von bombastischer Ouvertüre über diverse Klassik-Hits, mäßig witzige Moderationen und kollektiv vollzogene La-Ola-Wellen bis hin zum finalen „Land Of Hope And Glory“ vermitteln runde drei Stunden Marathonprogramm hohen Wiedererkennungswert. Zahllose Wiederholungstäter im Publikum unterstreichen die These: Der Mensch ist ein Gewohnheitstier.

Zum Inventar gehört das belgische Orchester Il Novecento samt Chor Fine Fleur unter der Leitung von Robert Grosloot. Ebenfalls als feste Institution verankert hat sich der Brite John Miles. Als musikalischer Leiter führt er die Rock-Formation an, wirkt an den Arrangements sämtlicher Beteiligter, brilliert aber auch virtuos an E-Gitarre, Flügel und Mikrofon. Längst gilt Miles' „Evergreen „Music“ als inoffizielle Proms-Hymne. Als Bonbon serviert der Publikumsliebhaber noch das versungene „Mack The Knife“ und die melodramatische Queen-Reminiszenz „The Show Must Go On“. Zwischenapplaus erhält Violinist Charlie Siem. Der smarte Brite mit Ähnlichkeit zum jungen Paul Newman könnte sich zur ernstzunehmenden Konkurrenz für David Garrett entwickeln.

Als Sahnehäubchen fungiert indes die jährlich ausgewechselte Pop- und Rock-Prominenz vergangener Tage. Kid Creole & The Coconuts unterhalten bis zur Pause mit den mehr als 25 Jahre alten Latin-Disco-Hits „I'm A Wonderful Thing, Babe“, „Stool Pigeon“ und „Annie, I'm Not Your Daddy“. August Darnell alias Kid Creole gibt rank und schlank eine passable Kopie von Swing-Legende Cab Calloway. Darnells drei leichtgeschürzte Chorsängerinnen könnten als Häschen auch auf Hugh Hefners Playboy-Party tänzeln. Eher blass wirkt hingegen das unter dem Credo „Seelenmusik“ geführte Kunstprojekt Lichtmond der Brüder Martin und Giorgio Koppehele aus München mit schlicht zu schwülstigem Ambient-Pop.

Statt mit wüsten Schlagzeilen über Drogensucht und Gefängnisaufenthalt überzeugt Boy George mal wieder als Künstler. Mit rauchigem Timbre eine Oktave tiefer gelegt und mit Akustikgitarre im Rücken interpretiert das übergewichtige Teen-Idol von einst seine Hits „Victims“, „Do You Really Want To Hurt Me“ und „Karma Chameleon“, fasziniert aber vor allem mit der Ballade „Always On My Mind“. Sir Cliff Richard funkelt auch mit 70 Jahren ewig jung: Einem Medley seiner frühen Erfolge inklusive „Rote Lippen soll man küssen“ folgen der Swing-Klassiker „I've Got You Under My Skin“ und der Rhythm-'n'-Blues-Standard „I Just Want To Make Love To You“. Gelenkige Choreographien der unermüdeten Pop-Ikone zu den Hits „Devil Woman“ und „We Don't Talk Anymore“ zielen gar in Richtung Michael Jackson und verfehlen ihre Wirkung nicht. MICHAEL KÖHLER

Graziles Spiel mit dem Schal

Das Museum für Angewandte Kunst in Frankfurt rückt seine reichen Bestände der Epochen Jugendstil und Art déco in ein neues Licht. Einzelstücke zeigen das künstlerische Spektrum der Zeit.

Von Konstanze Crüwell

Eine Tänzerin aus vergoldeter Bronze, etwa 35 Zentimeter hoch, ist der erste Blickfang bei den neu eingerichteten Sammlungen von Jugendstil und Art déco im Frankfurter Museum für Angewandte Kunst. Agathon Léonard, Bildhauer des Art Nouveau, soll die von ihm verehrte Tänzerin Loie Fuller oft zum Vorbild für seine Figuren genommen haben, vermutlich auch für die hier gezeigte, die er 1898/1901 für seinen Tafelaufsatz „Le Jeu de l'Echarpe“ („Das Spiel mit dem Schal“) schuf. In der benachbarten Vitrine steht ein ähnlich großer, aber auffallend hagerer Engel mit grotesken Riesenflügeln, eine 1905 entstandene Skulptur des branchenübergreifenden Künstlers Thomas Theodor Heine.

Ob Jugendstil, Art Nouveau oder Arts and Crafts: Die erlesenen Objekte dieser musealen Neupräsentation machen eine sanfte Gegenwelt sichtbar, die mit sensibler Ästhetik auf die dröhnende Sicherheit des gründerzeitlichen Lebensgefühls reagierte und dem üppig auftrumpfenden Historismus erfolgreich Konkurrenz machte. Kein Wunder also, wenn die Kaiserin Auguste Viktoria als kleine sitzende Porzellanfigur wenig wohlwollend dreinblickt – ihr ungnädiges Urteil über die Kunst ihrer Zeit ist ja bekannt. Gegen das berühmte Thonet-Schaukelsofa aus gebeugtem Buchenholz und Rohrgewebte hätte sie aber wohl nichts einzuwenden gehabt. Der bequem wirkende Design-Klassiker von 1880/81 war und ist begehrenswert.

Eher übersichtlich als einfallsreich wirkt die Inszenierung von vier nebeneinander aufgereihten Stühlen renommierter Künstler oder Designer. Zu sehen ist eine Bank von Peter Behrens, 1901 entworfen für sein Wohnhaus auf der Darmstädter Mathildenhöhe, hier in einer späteren Ausführung. Ein eleganter Stuhl von Eugène Gaillard, gefertigt für den Stand des renommierten französischen Kunsthändlers des Fin de Siècle, Siegfried Bing, auf der Pariser Weltausstellung von 1900. Josef Hoffmanns weitläufige bekannte Bank mit der Lehne aus Holzstäben von 1905. Und daneben steht Ferdinand Kramers Stuhl von 1927, der indes mit Jugendstil oder Art déco nichts zu tun hat, ebenso wenig wie die wenig spä-

Debüt in der Geburtsstadt

Ein Liederabend mit Russell Braun an der Oper Frankfurt

Ein Auszug aus der Partie des Grafen Almaviva, die sein Vater Victor Braun hier einst sang, durfte als Zugabe nicht fehlen. Und Russell Braun schien am Ende seines Liederabends an der Oper Frankfurt sichtbar bewegt. Denn für den Bariton war es das Debüt in seiner Geburtsstadt, in der er als Kanadier auch aufwuchs. Ausgebildet in Toronto, führte ihn seine Opernlaufbahn inzwischen von der New Yorker Met bis zu den Salzburger Festspielen, aber zuvor noch nicht zurück an den Main.

Dass Braun eher ein Opern- als ein Liedsänger ist, wurde an vielen Stellen deutlich. Doch zeigte er sich auch in diesem Genre sehr gewandt, vor allem hinsichtlich der Artikulation. Treffend lyrisch und zurückhaltend begann Braun mit vier



Agathon Léonard, „Tänzerin“, aus dem Tafelaufsatz „Le Jeu de l'Echarpe“, 1898/1901

Abbildung Museum für Angewandte Kunst

er entworfenen Möbel von Mart Stam, einem großen Architekten des Neuen Frankfurt in der Ära Ernst May. Bedeutende Möbel von Majorelle, Richard Riemerschmid oder Henry van de Velde sind zu sehen, schimmernde Vasen von Gallé und Tiffany. Auch herrlicher Schmuck: von Lique zum Beispiel ein prachtvolles „Collier de Chien“, eine Kette, so englegend wie ein Hundehalsband – daher

der Name – aus Opalkugeln, Opalcabochons und Gold. Besonders reizvoll neben den zahlreichen Objekten d'art ist das Porzellankabinett mit Schnee-Eule, Seelöwe, Fuchs und Hase und anderen rührenden Jugendstil-Tieren. Und als Alternative zur Neupräsentation bietet die Villa Metzler zwei komplette Jugendstil-Interieurs, mit Möbeln von Henry van de Velde und Bernhard Pankok.

ausgewählten Liedern Mendelssohns, die – vermittelt über Heines „Neue Liebe“ mit ihren Elfen – in einen Block mit Geisterliedern nach Goethe-Texten von Carl Loeve mündeten. Die lagen Braun insofern, als er sie zu kleinen dramatischen Szenen ausgestaltete: etwas zu exaltiert, aufstumpfend und mit ausladenden Gesten, aber betont humoresk im „Zauberlehrling“, wirkungsvoll in den mit Timbrewechseln verbundenen Dialogen im „Erlkönig“.

Seine Ehefrau Carolyn Maule begleitete ihn den ganzen Abend über sicher stützend, insgesamt aber etwas blass, im Anschlag wenig kernig. Die Farben der „Lieder eines fahrenden Gesellen“ von Gustav Mahler, die schon in der Fassung mit Klavier angelegt sind und in der späteren Or-

chestrierung greifbar werden, kamen so kaum heraus. Die Sphären von „Welt und Traum“, von Realism und Surrealem, trennte Braun deutlich. Nur klang sein Forte öfters fürchter. Technisch fielen durchweg die Brüche beim Wechsel vom Brustton der gut ausgebildeten Bariton-Lage in die Kopfstimme auf. Zwischen dem hellen Falsett und dem dunklen Volumen fehlten Übergänge und Zwischentöne. Beim letzten der sechs Songs aus „A Shropshire Lad“ von George Butterworth passten diese Kontraste – ähnlich wie beim „Erlkönig“. So waren die Songs eine ebenso gute Wahl wie der ähnlich schlichte, teils volklich- oder choralhaft gesetzte Shakespeare-Zyklus „Let Us Garlands Bring“ op. 18 von Gerald Finzi. GUIDO HOLZE

Klassischer Charme

Duo in der Festeburgkirche

Für Katharina Wildermuth war es ein Heimspiel: Die 1991 in Frankfurt geborene Violonistin stammt aus dem Stadtteil Preungesheim, wo sie nun mit ihrer Klavierpartnerin Isabel von Bernstorff in der renommierten Reihe der Festeburgkonzerte auftrat. In der für ihre hervorragende Akustik bekannten evangelischen Kirche gab das Duo Beethovens achter Violinsonate G-Dur op. 30 Nr. 3 ohne Anlaufschwierigkeiten Leichtigkeit und klassischen Charme, fein balanciert und abgestimmt phrasiert. Die derzeit als Jungstudentin bei Susanne Stoodt an der Frankfurter Musikhochschule lernende Violonistin intonierte dazu sauber und kantabel. Kräftig in der Gestik war das kleine Kabinettstück „Subito“ für Violine und Klavier von Witold Lutoslawski gestaltet.

Makellos von den klangvollen Flageolets über die Pizzicati der linken Hand bis zum Springbogenspiel setzte die Violonistin die technischen Feinheiten der „Carmen“-Fantasie op. 25 von Pablo de Sarasate um. Ein der Atmosphäre der Oper von Bizet gerechter Ausdruck kam hinzu: verführerisch etwa in der Habanera. Abschließender Höhepunkt war die Violinsonate A-Dur von César Franck. Mit Empfindung, Sentiment und gebührend romantischem Pathos erklang das Werk sicher im Zusammenspiel. Katharina Wildermuth verließ ihrem Ton ein beachtliches Volumen, auf fallend satt beim Spiel auf der G-Saite. Die Zugabe war die „Méditation“ aus der Oper „Thaïs“ von Jules Massenet. gui.

Den Baum sehen

Michael Krüger liest in der Deutschen Nationalbibliothek

Wenn die Akademie der Wissenschaften und der Literatur in Mainz den höchstdotierten deutschen Literaturpreis vergibt, lädt sie nach Koblenz. Michael Krüger, der den Joseph-Breitbach-Preis im September erhalten hat, ist der erste Empfänger der Auszeichnung, den die Mainzer Akademie und die Stiftung Joseph Breitbach anschließend in Frankfurt präsentieren. In der Deutschen Nationalbibliothek las Krüger, seit Mitte der achtziger Jahre Leiter des Münchner Hanser-Verlags, einige der Gedichte, die er in den vergangenen Jahrzehnten bei verschiedenen Verlagshäusern veröffentlicht hat. In diesem Herbst ist bei Suhrkamp der Band „Ins Reine“ erschienen, vor zwei Jahren brachte S. Fischer „Schritte, Schatten, Tage, Grenzen“ heraus, einen Auswahlband mit Lyrik aus den Jahren 1976 bis 2008.

Das Verfassen dichterischer Texte hat Krügers verlegerische Tätigkeit immer begleitet. Seine Energie müsse er trotzdem vor allem ins Geschäft stecken, sagte Krüger im Gespräch mit Felicitas von Lovenberg, Leiterin der Literaturredaktion dieser Zeitung. Gerade für solche Fälle jedoch ist die Lyrik die literarische Form, die sich am besten dazu eignet, nebenher doch noch zum Schreiben zu kommen. „Gedichte kann man ja im Kopf schreiben, die wohnen da und kommen dann raus.“ Auf diesem Wege sind Krügers Gedichte Notate von Erinnerungen, Empfindungen und Augenblicken geworden, die gelegentlich auch in Tagebüchern oder Essays ihren Platz finden

könnten, meist ohne größeren lyrischen Aufwand außer einer besonders sorgfältigen Gliederung der Sätze, dabei nur sparsam rhythmisiert, immer aber präzise und pointiert. Zurück geht diese Haltung auf erste Gedichtlektüren. Im Haushalt der Großeltern, bei denen der 1943 geborene Krüger die ersten Jahre seines Lebens verbrachte, gab es nur eine Bibel und ein Buch über die deutsche Pflanzenwelt, erst im Haus der Eltern folgte die Bekanntschaft mit Texten von Autoren wie Keller, Meyer und Mörike. Ihrer reichen Kürze hielt Krüger später auch mit Favoriten wie Ungaretti, Montale und Tranströmer die Treue.

Eine grundlegende Voraussetzung für das Dichten beschrieb Krüger in Frankfurt ebenfalls: „Man sollte einmal am Tag üben, interessellos einen Baum anzusehen.“ Angewandt hatte der Verleger diese Maxime zuvor auf der Anreise im Zug aus Berlin. Auf der Fahrt durch das verschnittene Deutschland habe er plötzlich bemerkt, wie lange er nicht mehr in bestimmten Städten gewesen sei. Ergänzt worden sei dieses Gefühl der Fremde des eigenen Landes durch Jean Starobinskis Äußerungen zu Rousseau und Diderot in der neuen Nummer der „Zeitschrift für Ideengeschichte“. Das Resultat: eine Empfindung der „reichhaltigen Fremde“. Er sei sich sicher, dass etwas von dieser Mischung – „und immer dazwischen dieses blöde Telefon“ – in Gedichtform enden werde. Denn zum Glück schreiben sich Gedichte zwischen geschäftlichen Anrufen im Kopf. balk.

Memorex Park

Joep van Liefland in der Frankfurter Galerie Parisa Kind

Manchmal sagt ein Popsong alles. Na, fast alles wenigstens. Denn als The Buggles vor inzwischen auch schon gut und gerne 30 Jahren „Video killed the radio star“ trällerten, da schien in der Tat ein neues Medienzeitalter anzubrechen. Und als MTV zwei Jahre später nicht von ungefähr mit eben jenem Song und dem dazugehörigen Videoclip auf Sendung ging, da war der Titel endgültig affirmativ gewendet und wurde zum Programm. Allein, auch das ist mittlerweile arg lang her. Kein Mensch dreht seine Urlaubsfilme noch auf Video oder nimmt sich damit eine Serienfolge aus dem Fernsehen auf, verzweifelt an der Programmierung oder geht verschämt in schmutzige Videotheken und dergleichen.

Und selbst der Videokunst droht ohne Hardware und die Kenntnis von Medienarchäologen bald schon das allmähliche Verschwinden. Das ist seit mehr als zehn Jahren schon das Thema Joep van Lieflands, dessen aktuelle Arbeiten derzeit in der Frankfurter Galerie Parisa Kind (Offenbacher Landstraße 11–13) zu sehen sind. Ob er an wechselnden Orten Videotheken eröffnet, wo man all die vom Künstler gefundene – und in aller Regel nicht gesichteten – Pornos, Spielfilme und Amateurvideos ausleihen kann, ob er Recorder sammelt, Fernseher und Fernbedienungen, im Grunde geht es dem 1966 geborenen und in Berlin lebenden Niederländer um die in den vergangenen Jahren rapide beschleunigte Halbwertzeit der Medien. Und mithin um das klammheimliche und unwiederbringliche Verschwinden einer ganzen Kultur.

„We can't rewind, we've gone too far“, sangen schließlich schon die nach ihrem einzigen Hit übrigens auch gleich wieder von der Bildfläche verschwundenen Buggles. Wenn van Liefland nun

für seinen „Memorex Park“ überschriebenen ersten Auftritt als neuer Galeriekünstler Videobänder, -hüllen und Fernbedienungen als Motive für seine grobkörnigen, schmutzig grauen Siebdrucke wählt, dann ist das nicht nur ein anderes Format als eine künstlerische Intervention im öffentlichen Raum. Es ist auch der Versuch des stets konzeptuell arbeitenden Künstlers, sein Thema mit den Mitteln eines weiteren, mittlerweile auch schon klassisch zu nennenden Mediums künstlerisch in Form zu bringen.

Vor allem aber hat es noch einmal eine neue Qualität. Denn nicht nur, dass van Liefland die Gegenstände überhaupt als bildwürdig erachtet, dass er sie gar monumentalisiert und verformt. Die Pointe ist subtiler. Nutzt er doch den – eigentlich selbst für die serielle wo nicht massenmediale Verbreitung gedachten – Siebdruck ausschließlich für Unikate und lädt damit die exemplarisch für ein Massenmedium stehenden Motive zusätzlich auratisch auf.

Das gilt für die im Bild ganz Form werdenden Kassetten und Verpackungen gerade so wie für die „Rauschbilder“, die genau das zeigen, was ihr Titel verspricht: das Verschwinden aller Bilder hinter jenem weißen Rauschen, das sich im Fernsehen einer längst vergangenen Epoche des Nachts über den Bildschirm legte. Das analoge Zeitalter, mag man diesen – im Grunde „analogen“ – Leinwänden entnehmen, ist in der Tat Geschichte. Was bleibt, sind Relikte, kaum mehr, die in zehn, vielleicht in zwanzig Jahren kaum noch jemand zu lesen vermag. Und, dem Verfall und der modernen Bilderflut zum Trotz, ein Bild. Ein Bild freilich, das bleibt.

CHRISTOPH SCHÜTTE

Bis 7. Januar ist die Ausstellung in der Frankfurter Galerie Parisa Kind, Offenbacher Landstraße 11–13, dienstags bis samstags von 12 bis 16 Uhr geöffnet.

Galanterie mit Kalkül

„Don Juan“ auf der Dramatischen Bühne

Auch ein Frauenheld wird mal alt, und die Vorstellung von einem in die Jahre gekommenen Don Juan hat ihren Reiz: Thorsten Morawietz hat die Figur ausgereizt mit einem Schwerenöter, der sich hektisch durch einen mit weiblichen Namen gespickten Terminkalender arbeitet, hier eine Beglückung, dort eine Entjungferung abhakt, der im fliegenden Wechsel die Texte über Literatur oder über die Hausreparatur vermischt und mit seiner angegriffenen Gesundheit einen ebenso beklagenswerten Eindruck macht wie die vom häufigen Gebrauch ramponierte Liebesliege.

Der „Don Juan“ der Dramatischen Bühne, untertitelt mit „Der Mann, dem die Frauen widerstehen“, pflegt ein paar beiläufige Bekanntschaften zur Erhaltung seines Rufs und hat eigentlich nur noch an einer Frau Interesse. Doch Donna Rosinda soll nicht ihm die Gunst erweisen, sondern dem vertrottelten und vermögenden Don Geckino. Sein reiches Erbe, nach dem sich eine umtriebige Schar gieriger Verwandter verzehrt, soll mit ihrer Hilfe in die richtige Richtung gelenkt werden, und dazu verdreht Sarah Kortmann Julian König mustergültig den Kopf.

Mit den exzentrischen Kostümen und den ausschweifenden, gereimten Dialogen parodiert das Stück den Pomp und die Rituale der barocken Gesellschaft. Die bizarren Masken und die derben Posen folgen der Spur der Commedia dell'Arte. Goldonis Version dürfte Pate gestanden haben bei der Frankfurter In-

senierung, in der Autor und Regisseur Morawietz auch in der Titelrolle brilliert. Das ganze Panoptikum manieristischer Gesichter mit langen Nasen, bleckenden Zähnen und stieren Augen zeigt als einzigen Ausdruck Gier, den man mit Jammern und Schnorren auslebt und mit Mitgefühl oder Komplimenten tarnt. Die einzige ehrliche Haut ist Rosindas aus Dänemark angereister Verehrer – aber den versteht keiner, nicht nur weil er eine fremde Sprache spricht.

Das Ensemble macht sich lustig über altmodische Etiketten und neumodische Ernährungsphobien, zieht mit den Textkaskaden die nicht immer schlüssigen Reime dennoch wie am Schnürchen und überzeugt mit Beredsamkeit statt Logik. Manchmal verliert sich die Handlung in Ereignislosigkeit, aber beim grotesken Bilderrätsel mit zwei Tischen voller optischer Hilfsmittel oder beim vierfach zwischen Deutsch, Arabisch, Russisch und Dänisch gedolmetschten Liebesgeflüster verdrängt die Situationskomik ohnehin jeden Gedanken an eine Schlusspointe.

JÜRGEN RICHTER

Weitere Vorstellungen bis zum 12. Dezember, jeweils freitags und samstags 20, sonntags 19 Uhr

Kurz & klein

„Pop Posters“ verlängert

Die ursprünglich bis Ende November geplante Ausstellung „American Pop Posters“ in den Opelvillen Rüsselsheim wird bis Sonntag, 16. Januar, gezeigt. lr.

SIDE JUWELIER

GOLD – SILBER – UHREN

GOLD ANKAUF

Batterie (Varta, Renata) € 5,- inkl. Einsatz

Uhren-armbänder € 10,-

Eigene Schmelzerei – keine Schmelzgebühr

Höchstpreise und direkt bar!

Kostenlose Bewertung – keine Gebühren

Altgold/Bruchgold, Zahngold - Dentalreste, Gold- & Silbermünzen, Brillantschmuck/ Juwelen, Antikschmuck & Taschenuhren, Barrengold/Silber, Marken- und Nobeluhren

LADENGALERIE

20 Jahre in Bad Homburg

Rathausplatz 1, 61348 Bad Homburg
Telefon (061 72) 92 13 588

www.side-juwelier.com • info@side-juwelier.com

30 Minuten kostenlos

P